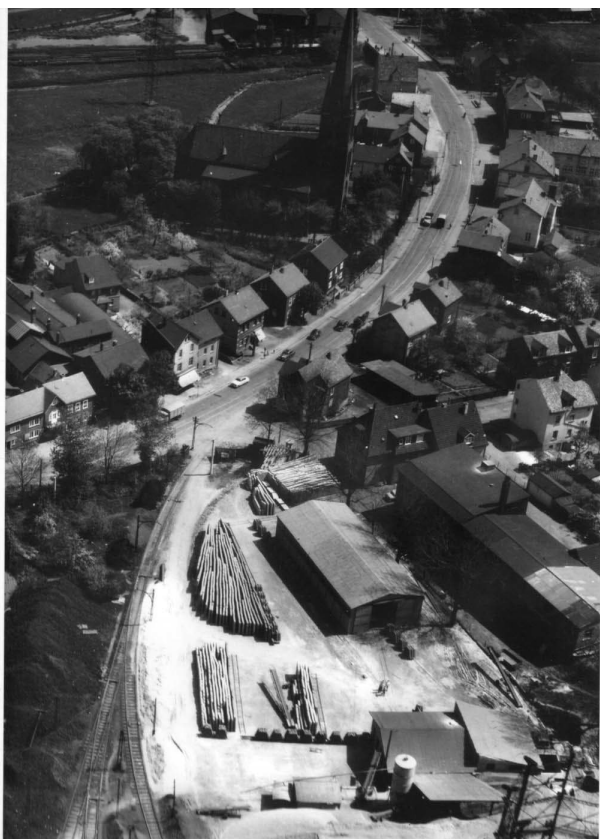


Schätze der Nachkriegszeit

Lederball, Chewinggum und Fahrrad

Der Lederball

Diese Geschichte hat sich im Herbst 1946 abgespielt, ich war damals sechs Jahre alt. Für Jungen – unabhängig vom Alter – gibt es sicher kein wichtigeres Spielzeug als einen Ball; das ist heute so, und das war auch vor über 70 Jahren in der Nachkriegszeit so. Doch woher sollten wir kurz nach dem Krieg einen Ball nehmen? Da wurden Lumpen und alte Lappen zusammengerollt, alte poröse Schläuche wurden zerschnitten und übereinander gespannt. Hier und da tauchte auch schon einmal ein richtiger Ball aus Vorkriegsbeständen auf. Das war dann innerhalb kurzer Zeit überall rund um die Pfarrkirche im Weidenauer Ortsteil Schneppenkauten bekannt, und alle Fußballfans trafen sich auf dem Hof der Joseph-Schule zum gemeinsamen Kicken – heute heißt das wohl Straßenfußball.



Blick auf den „Schneppekudde“ (Schneppenkauten)
in der Nachkriegszeit

Mein Vater war Montagemeister bei der damaligen SAG Siegener AG Geisweid, deshalb war er nur am Wochenende zu Hause. Er betreute in dieser Zeit eine große Baustelle auf dem Frankfurter Flughafen; die SAG baute dort eine große Flugzeughalle aus Stahl. Der gesamte Flugplatz war noch unter amerikanischer Regie; alle wichtigen Gesprächspartner meines Vaters waren Amerikaner, im Wesentlichen Militärs. Mit einem der Offiziere hatte mein Vater fast täglich zu tun; es entwickelte sich eine gute Bekanntschaft, fast schon Freundschaft. Beide besprachen nicht nur geschäftliche Angelegenheiten, es wurde auch so manche private Information ausgetauscht.

So ergab es sich, dass dieser Offizier meinem Vater kurz vor einer Wochenend-Heimfahrt einen funkelneuen Lederball – wohl aus Militärbeständen – als Geschenk „for your son“ in die Hand

drückte. Kein Mensch konnte sich meine Freude und meinen Stolz vorstellen, war ich doch der einzige Junge im gesamten Viertel, der einen neuen Lederball sein Eigen nannte. Schon am ganz frühen Nachmittag versammelten sich die Kicker der Nachbarschaft vor unserem Haus und warteten sehnlich darauf, dass ich nach Abschluss meiner Hausaufgaben mit dem Lederball auftauchte, damit wir uns auf dem Schulplatz auf unsere Zukunft als Fußballer vorbereiten konnten.

So gingen einige Wochen ins Land. An einem herrlichen Nachmittag im Spätsommer hatten wir uns mit der Mannschaft aus einer benachbarten Straße zu einem offiziellen Spiel verabredet. Einer meiner Freunde kam zu früh; ich hatte meine Hausaufgaben noch nicht fertig gemacht, und da war meine Mutter sehr streng. Der Freund wollte nicht auf mich warten, allerdings sollte ich ihm den Ball schon mal „rausrücken“. Das tat ich dann auch.



Der siebenjährige Martin Gummersbach mit seinem Vater in den 1940er Jahren

Nach einer Viertelstunde folgte ich dem Freund; der zum Stadion umfunktionierte Schulplatz der Joseph-Schule war circa 200 Meter von unserer Wohnung entfernt. Als ich ankam, standen zehn bis zwölf Fußballfreunde am Zaun des Hofes und schauten einem Lkw nach, der gerade über der Ferndorfbrücke verschwand. Auf meine Frage, wo denn mein Ball sei, schauten mich alle betreten und verschämt an; endlich rückte einer ganz kleinlaut damit heraus, dass er im Eifer des Gefechts den Ball im hohen Bogen über den Zaun direkt auf den vorbeifahrenden Lkw geschossen habe. Der Lkw hatte eine offene Ladefläche und war mit Sand beladen; dadurch war der Ball ohne Aufprall liegen geblieben. Keiner der

Spielkameraden war auf die Idee gekommen, die Wagennummer, das Modell oder die Farbe aufzuschreiben oder sie sich zu merken. Der Ball war und blieb verschwunden.

Das Verrückte an dieser Geschichte ist, dass damals auf dieser Straße höchstens zwei bis drei Lkw in einer Stunde vorbeifuhren. Dass ich tagelang traurig, enttäuscht und sauer war, ist wohl nur zu verständlich, hatte die Freude über den Lederball doch gerade einmal drei Wochen gedauert. Die Reaktion meiner Mutter war kurz und knapp: „Hoffentlich hat der Lkw-Fahrer auch einen Sohn in deinem Alter.“

Der Kaugummi-Laden

Die Verbindungen meines Vaters zu den Amerikanern verhalfen mir nicht nur zu einem Lederball, sondern auch über einen längeren Zeitraum zu einer attraktiven



St. Joseph und Wohnhaus der Familie Gammersbach

Einnahmequelle. Bei jeder Heimfahrt am Wochenende brachte mein Vater mir mehrere Schachteln Kaugummi mit, das originale amerikanische Chewinggum; das war qualitativ wesentlich besser als das bei uns angebotene „Kauvit“.

Schon am Sonntagabend fragten mich die Jungen aus der Nachbarschaft, ob ich denn wieder Kaugummi verkaufen wolle; der Rest wurde am Montagvormittag in der Schule sehr schnell an den „Kunden gebracht“. Das Blättchen brachte mir 5 Pfennig, so konnte ich mein sehr knappes Taschengeld aufbessern und auch schon erste praktische Erfahrungen im Kaufmannsberuf sammeln. Die köstliche Schokolade, die auf dem gleichen Weg in unseren Haushalt kam, wurde natürlich von der Familie selbst gegessen.

Das neue Fahrrad

Da war ich doch einen Sommer lang der König im Viertel – im Sommer 1947 nämlich. Und das kam so: Mein Vater, der als Montagemeister für eine Siegerländer Stahlbaufirma tätig war, hatte eine große, lang andauernde Baustelle im Reichsbahn-Ausbesserungswerk Osnabrück zu betreuen. Aufgrund der weitläufigen Wege im Werksgelände wurde ihm von der Werksleitung ein funkelneues – allerdings sehr einfaches – Fahrrad zur Verfügung gestellt. Nach Beendigung der Baumaßnahmen konnte er dieses Fahrrad behalten. Er brachte es im Frühjahr 1947 mit nach Hause; so war ich von einem Tag auf den anderen der stolze Besitzer eines neuen Fahrrads.

Die anderen Familien bzw. deren Kinder nutzten entweder alte, schon stark lädierte Fahrräder, Roller u. ä., oder sie waren darauf angewiesen, dass sie die Spielgeräte ihrer Freunde auch einmal benutzen durften. Großer Beliebtheit erfreuten sich auch selbst gebaute Seifenkisten aus bunten Brettern, Achsen und Rädern von alten Kinderwagen. Hiermit wurden regelrechte Rennen auf der damaligen Hüttentalstraße gestartet.



Martin Gammersbach im Alter von acht Jahren

Das war jedoch alles nichts gegen mein neues Fahrrad. Allerdings war ich mit sieben Jahren noch zu klein, um das 28er Herrenrad ordentlich zu fahren. Ich nutzte es also als Roller mit dem rechten Fuß auf dem linken Pedal. Doch schon sehr bald konnte ich auch fast richtig fahren, indem ich das rechte Bein unter der Stange hindurch auf die Pedale

setzte – das war zugegebenermaßen etwas umständlich und vor allem sehr unbequem.

Bereits kurz nach Schulende versammelten sich die größeren Jungen der Nachbarschaft vor unserem Hause und warteten ungeduldig auf mich – nein, auf mein Fahrrad natürlich. Nach Plan und genau zehn Minuten lang durfte dann jeder das Rad nutzen, und wehe, einer kam auch nur eine Minute zu spät zurück. Ich hatte plötzlich Freunde, die schon zwölf bis 14 Jahre alt waren, also fast doppelt so alt wie ich, und sie waren mir alle wohlgesonnen.

Bald war ich dann auch groß genug, um mit dem Bein über der Stange zu fahren. Der Sattel – immer noch zu hoch – wurde durch einen fest gewickelten Sack ersetzt. Da ich nun selbst mehr fuhr, wurden die „Verleihzeiten“ deutlich kürzer, und siehe da, auch mein „Freundeskreis“ verringerte sich wieder auf ein Normalmaß. Ich war einen Sommer lang König des Viertels gewesen.